

Die Musen der Musiker

In der antiken Mythologie war die **Muse** die Schutzgöttin der Künste. In der Musikgeschichte besaß sie zahllose Aufgaben – sie war **Beraterin, Zugehfrau, lebende Inspiration, Verschworene**. Manche Komponisten wie Beethoven oder Janáček wären ohne ihre ferne Geliebte womöglich eingegangen. Heutzutage überwiegen pragmatische Partnerschaften. Von Wolfram Goertz.

Erinnert sich noch jemand an Amanda Lear? Jene geschlechtlich nicht genau zu erfassende Lady, die in den 70er-Jahren mit schwarzen Catsuits, einer Stimme wie aus dem Rauchfang und mulmigen Disco-Songs pubertäre Gelüste bediente? Ihre geheimnisumwobene Transsexualität war der Kitzel, den der spanische Maler Salvador Dalí brauchte, um die PR-Maschine um seine Bilder mit ihren brennenden Giraffen und gekochten Bohnen zu befeuern. Das Verruchte der seltsamen Lady, Dalís Muse, war im Surrealismus-Haushalt des schrägen Künstlers ein weiterer Mehrkomponenten-Kleber. Alles sehr sonderbar!

Der Künstler und seine Muse – dies ist ein Themenfeld, das die Fachliteratur noch nicht hinreichend beackert hat. Eher scheinen diese Duos und Duette ins Fach des Boulevards und zur leichten Muse zu zählen. Berüchtigt sind jene Exzesse, in denen alkoholisierte und vollgedröhnte Rockbarden luxuriöse Hotelsuiten verwüstet und zuvor ein paar Groupies zur Mitternacht verspeist haben. Diese Zusammenkünfte zwischen Männlein und Weiblein im Angesicht der Kunst gebären auch heute noch regelmäßig Schlagzeilen, wenn vorzeitig verlebte Schlagzeuger, an denen kein Fetzen untätowierte Haut mehr zu finden ist, hinfällige Hollywood-Püppchen ehelichen und schon drei Wochen später den Scheidungsanwalt konsultieren müssen – weil die Damen es nicht ausgehalten haben.

In der Klassik ist das natürlich anders. Der nach einem Schumann-Liszt-Klavierabend randalierende Großpianist in Begleitung einer weiblichen Textilsparmaßnahme ist bislang nicht aktenkundig geworden. Natürlich hat es solche Fälle gegeben, sie fanden nur nicht den Weg in die Zeitungen. Zu früheren Zeiten war der Berufsstand des Paparazzo noch nicht

erfunden. Es gab auch keine Revolverblätter, denen Hotelportiers, die ihr Taschengeld aufbessern wollten, Pikanterien aus dem Nachtleben der Stars ausflüsteren. Franz Liszt oder Niccolò Paganini als Hexenmeister mit erst schmachtenden, dann komatösen Zuhörerinnen wären perfekte Lieferanten gewesen.

Trotzdem haben sich auch in früheren Jahrhunderten viele Kunstschafter einer Muse versichert. Die genauen Beziehungsgeflechte und auch die Vorteile, die ein Künstler aus der Gegenwart einer Muse schlägt, sind nicht genau zu ermessen, denn ihr Berufsbild und ihr Anforderungskatalog sind unklar. Ist sie eine kapriziöse Nymphe, die beizeiten mit waffenscheinpflüchtiger Garderobe an die Seite des Meisters tritt? Ist sie eine Briefpartnerin, die in unendlicher Geduld monatelange Schweigephasen des Genius erträgt? Ist sie eine zarte Beraterin, eine gebildete Einflüsterin, die im entscheidenden Moment raunt: „Lies mal, was Goethe dazu

im ‚West-östlichen Divan‘ schreibt!“ Ist sie die Dulderin, an deren Seite das Genie, zu dem sie aufschaut, jede Eskapade erlaubt bekommt? Ist sie der paramilitärische Abschirmdienst (wie Eliette von Karajan), der dem Maestro die Bewunderer vom Leib hält? Oder ist sie die Verbindung von Buchhaltung und Bügelkompetenz und somit

zuständig für die lebenspraktische Ordnung im Chaos des Kunstschaftern? Jedenfalls sind manche Musiker von ihrer eigenen Kunstaussübung dermaßen absorbiert, dass normale Beziehungen nur unter erhöhter Opferbereitschaft der Partner möglich sind.

Schauen wir in die Musikgeschichte, so begegnet uns ein überaus schillerndes Panoptikum, aus dem sich überhaupt keine Generallinie abzeichnet, wer eine Muse ist und was sie tut. Können wir uns Beethoven anders vorstellen als im Zustand

**Absorption durch
Kunstaussübung
fordert erhöhte
Opferbereitschaft
des Partners**

der verschrobenen Einsamkeit, in der die „ferne Geliebte“ vermutlich die perfekte Projektionsfläche war? Wollen wir uns Beethoven wirklich bürgerlich verheiratet vorstellen? Beethoven brauchte vielleicht sogar das Aufbegehren, die Negation, die Entsagung. Ein Prometheus, dem das Leben und die Liebe nicht in die Eingeweide hacken, sondern der um 18 Uhr von Josephine Brunsvik (der vermuteten heimlichen Geliebten) das Abendessen und morgens ein Kipferl serviert bekommt, wäre für visionäre musikalische Konzepte vermutlich nicht zu gebrauchen. Oder doch?

Heimlichkeit und Unerfülltheit sind manchmal wichtige Faktoren im Verhältnis der Komponisten zu ihren weiblichen

wollte er es zum Käfig ausbauen. In einem Brief schrieb er ihr im Juni 1839: „Erreiche ich nur das, dass Du gar nichts mehr mit der Öffentlichkeit zu tun hättest, wäre mein innigster Wunsch erreicht. Das bisschen Ruhm auf dem Lumpenpapier, was Dein Vater als höchstes Glück auf der Welt betrachtet, verachte ich.“

Manche Fachleute sagen, Schumann sei als Komponist nie besser, einfallsreicher, phantastischer gewesen als in der Zeit des Entbehrens, Wartens, Werbens, Ringens, also in den späten 1830er-Jahren. Für das Produktionsniveau mancher Komponisten war die Unerreichbarkeit der Nebenfrau möglicherweise ein entscheidender Vorteil. Leos Janáček traf man im Leben und in seinen Briefen oft in „fiebriger Unrast“ an. Deren Ursache hatte

Foto: FF-Archiv



Apfelsaft und Seezungen: Damit ihr geliebter Vladimir während Konzertreisen keinen Mangel an seinen Liebesspeisen leiden musste, kümmerte sich seine Gattin Wanda persönlich um alles. Vermutlich wäre er ohne sie rettungslos verloren gewesen.

Inspirationsbrunnlein. Das Verbotene seiner Liebesbeziehung zu Gräfin Brunsvik war für Beethoven möglicherweise das Impulsfeuer einer produktiven Unruhe. Der junge Johannes Brahms dürfte ähnlich gefühlt haben, obgleich uns zur genauen Beurteilung seiner Dreiecksbeziehung mit Clara und Robert Schumann entscheidende Fakten fehlen. Clara kommt in dieser Menage à trois die Funktion der Doppelmuse zu, wobei Brahms die weibliche Inspiration deutlich herzlicher (und natürlich verliebter) akzeptierte als Robert Schumann. Der sehnte sich schon früh nach einem „kleinen, warmen Nest“. Für Clara

einen Namen: Kamila Stösslová, seine langjährige platonische, doch obsessiv umworbene Muse. Sie war eine Reibfläche, an der er mit verzweifelter Inbrunst das Feuer seiner Musik entzündete. Der nicht sonderlich glücklich verheiratete Janáček brachte dann den bitteren Realismus nicht grundlos in die Oper – in jeder seiner Frauengestalten, so verraten seine Briefe, spukte Kamila. Unter ihrem Zauber aus der Ferne entwickelte „auf ewig Dein L.“ die Kraft lakonischer Poesie. Es sei ein Unglück, wenn eine Frau einen Mann heirate, den sie nicht liebe: „Das sind Handschellen, die einschneiden, selbst wenn sie stumpf sind.“

Foto: Archiv



Heiße und innige Liebe: Leos Janáček und Kamila Stösslova.

Auch der große Alban Berg hat einer Geliebten musikalisch nachgeweint. „Denn wisse: ich bin seit diesem größten Ereignis nicht mehr ich. Ich bin ein in stem Herzklopfen dahintorkelnder Wahnsinniger geworden“: Diese Zeilen, die eine schöne Gefühlsübersteigerung formulieren, sind aber keineswegs an die Gattin Helene adressiert – beide hatte Theodor W. Adorno zum „Hohen Paar“ stilisiert –, sondern an die Geliebte Hanna Fuchs, die Schwester Franz Werfels. In seiner „Lyrischen Suite“ für Streichquartett verewigte Berg die heimliche Affäre, indem er seine Initialen und diejenigen seiner Geliebten in musikalische Form brachte.

Viele Komponisten haben sich Liebschaften gestattet, weil sie insgeheim ein Problem mit bürgerlichen Limitationen hatten. Der Ästhet, der zu neuen Ufern strebt, hält nicht viel vom Dekalog des Moses, er möchte nicht vereinnahmt werden. Treuegelübde sind nichts für Genies. Deshalb besaßen viele Komponisten Geliebte, die andernorts verheiratet waren. Das Musterbeispiel war Richard Wagner mit Mathilde Wesendonck. Moralfragen waren Wagner egal; er brauchte eine Muse, die seinen musikalischen Schutzraum respektierte, gleichsam wie ein Trabant um ihn kreiste, die Distanz wahrte und doch ein belastbares Gefühlsverhältnis einging.

Selbstverständlich breitet sich im Künstlertum nicht selten eine gehörige Portion Narzissmus aus. Wie auch anders: Wer sich nicht selbst für den Nabel der Welt hält, kann ja kaum glauben, dass andere es tun. Da kann eine feinfühlig stützende und bejahende Souffleuse, die im rechten Moment diskret oder verschworen assistiert, nur hilfreich sein. Aber nicht jeder Mann steht auf Elfen. Frédéric Chopin beispielsweise hatte oft Grund zu klagen über die exzentrische George Sand, die sein Klavierspiel nach den Jahren des etwas ungeordneten Beisammenseins etwas lieblos das „ewige Gedudel“ nannte. Trotzdem hat er ihre Nähe über Jahre genossen; ihr Musentum war eher rustikaler Art.

Ähnliches wird man auch von Wanda Horowitz sagen dürfen, der Gattin des großen und übermäßig sensiblen Pianisten Vladimir Horowitz. Sie war der rostige Anker in einer bizarren Ehe, sie kokettierte mit ihrer noblen Herkunft und den Verstrickungen der Gegenwart. Die Tochter des Dirigenten Arturo

Toscanini schrieb: „Mein Vater machte mich neurotisch, mein Mann machte mich verrückt.“ An der Seite des zuweilen infantilen Hypochonders Horowitz musste sie sich um alles kümmern – vom Transport des Flügels bis zum Gagen-Geschacher mit den Agenten. Neben diesen unentbehrlichen Dienstleistungen für das Funktionieren im Großen kümmerte sie sich auch um die Kleinigkeiten des Alltags, etwa, dass der Pianist nicht zu viel Eiscreme aß und dass an allen Konzertorten Apfelsaft und Seezunge serviert wurden. Leonard Bernstein bewunderte

Leonard Bernstein bewunderte sie dafür als eine Frau, die ihren Vladimir durch viele Krisen geführt und dem Publikum jedes Mal wieder „inspirierter und großartiger zurückgegeben“ hat. Trotzdem haben die Einbrüche Horowitz’ immer auch mit ihrer statuenhaften Unbeweglichkeit in Prinzipienfragen zu tun gehabt.

Manchem hätte man gern eine Muse gewünscht, etwa dem notorisch zweifelnden Anton Bruckner, dessen zahllose unerhörte Liebesbriefe an junge Damen ein Extrem darstellen. Auf der anderen Seite stand die sehr offene Libertinage im Hause Karlheinz Stockhausens. Heutzutage ist der genialische Komponist, der eine Muse beschäftigt, beinahe ausgestorben, das liegt auch an der weiblichen Emanzipation, in der die fortwährende Demutsübung, die man wohl früher von einer Muse verlangte, abgeschafft scheint. Heutzutage herrscht ein gesunder Pragmatismus, und viele Künstler suchen sich ihresgleichen für die Zweisamkeit. Zahllose prominente Künstler der Gegenwart sind gleichsam musikintern verheiratet; das fördert die Kommunikation auf Augenhöhe. Renommiertere Prachtexemplare dieser musikalischen Vermählungen sind Magdalena Kozena und Simon Rattle, Lisa Batiashvili und François Leleux, Elena Bashkistrova und Daniel Barenboim. Die Reihe ließe sich beliebig verlängern.

Die Emanzipation der Frau schreitet voran – und mit ihr auch das große Musensterben

Wie immer landet man am Ende beim Sonderfall Glenn Gould, dem man gern eine lebensbejahende Dame an die Seite gewünscht hätte, die ihn von seinen Zwängen erlöst hätte. Wie man längst weiß, hat er mit der Malerin Cornelia Foss überaus innigen Kontakt gehabt, zum Teil über mehrere Jahre; für ihn verließ sie ihren Mann. Aber sie hat nicht auf Dauer mit Gould zusammenleben wollen, denn dessen Wohnung war eine Müllhalde. Das hält auch die stärkste Muse nicht aus. ■



Alban



Hanna



Ludwig



George



Frédéric



???



Richard



Mathilde